

Fürstin Laja.

Roman von Erich Ebenstein.

(6. Fortsetzung.)

Man ging bis ans Ende des Korridors, und da gab es wirklich zwei nette Schlafzimmern mit anstößendem Salon. Ein Balkon war allerdings nicht dabei, und die Aussicht ging auf einen Seitentanal, der nicht sehr einladend aussah. Aber Sylvio fand die Zimmer reizend, und so blieb man dabei.

Das Gepäck wurde herbeigeschafft, und Rainer selbst schloß die Verbindungstür zwischen den beiden Zimmern. „Wenn du das Stubenmädchen wünschst — hier ist die Klingel!“ sagte er.

„Danke!“ murmelte Sylvio, dann war sie allein und atmete auf. Vor die Thür des Nebenzimmers schob sie noch den Koffer, welcher ihre Garderobe enthielt.

Sie warf einen Blick um sich. Das Zimmer war nicht groß und lange nicht so vornehm wie die anderen, welche man ihnen zuerst gezeigt hatte, aber ihr kam es trotzdem vor, weil sie darin nun endlich allein bleiben durfte.

Sie war nie in einem Hotel gewesen, und gleich beim Eintritt hatte sie alles bedrückt. Diese feine, persönliche Eleganz, die fremden Menschen, das Anstehen der Dienerschaft, das leise Plätschern des Springbrunnens draußen und das Aufschlagen der Räder unten auf dem Kanal, über welchen schwarze Gondeln wie Gespinnste schwebten, das alles raubte ihr fast den Athem, machte sie bekommen und stimmte sie traurig.

Wie jubor hatte sie sich so grenzenlos verlassen gefühlt. Und doch war es so gut, daß sie allein bleiben durfte!

Sie schloß die Korridorthür ab und warf einen Blick auf jene, die in Rainers Zimmer führte. Ah — gottlos — auch da steckte ein Schlüssel. Reife drehte sie ihn um. Nun fühlte sie sich erst ganz sicher.

Sie legte ihr Reisgeäck ab, wusch sich, warf einen hellen Schlafrock über und streckte sich aufzufrieden auf die kleine Chaiselongue, welche links vom Fenster stand. Eine große Müdigkeit überfiel Sylvio plötzlich, und sie schloß die Augen.

Daß im Einschlafen hörte sie aus dem Nebenzimmer, wie auch Rainer sich wusch, dann seine Schritte hin und her, ein Kofferschloß aufspringen, ein Bündel anzünden, leise Pfeifen.

„Jetzt raucht er“, dachte Sylvio, „und ist froh, daß er mich für eine Weile los ist.“

Dann wurde es auch drüben still, und sie schlief ein.

Es war schon dunkel, als Rainer vom Korridor her an Sylvias Thür klopfte. „Ist es dir recht, wenn wir ein wenig ausgehen, Sylvio?“ hörte sie ihn fragen. „Erst irgendwohin essen, dann vielleicht ins Theater?“

„Ja, mir ist alles recht. Ich bin gleich fertig.“

Die Antwort verdros ihn gleich wieder. Er hatte sich inzwischen eingedredet, daß ihre Gleichgültigkeit während der Fahrt aus Müdigkeit entsprungen war, und hoffte im Stillen, daß sie nun, nachdem sie ausgeruht, auch ein wenig lebhafter sein würde. Statt dessen die Worte: „Mir ist alles recht!“

„Ziehe dich aber warm an“, rief er noch durch die Thür, „es ist sehr kühnlich kalt draußen.“

Gehorsam zog Sylvio ein blaues Tuchkleid an und einen warmen Abendmantel darüber. In fünf Minuten war sie fertig.

„Hast du dich schon ein wenig von der Kälte erholt?“ fragte Rainer höflich, ihr den Arm bietend.

Sie antwortete ebenso höflich: „Danke — ja.“

Daraufhin gab er es auf, ein Gespräch zu führen. Sie gingen hinab und fuhren noch den Canal hinab. Es war wirklich sehr frisch draußen, aber die vielen blühenden Lichter, welche sich im Wasser spiegelten, die Gondeln ringsum, die funkelnden Sterne am Himmel und der Mondschein, welcher geisterhaft über den Palästen und der Kirche Santa Maria della Salute schimmerte, ließen Rainer wenigstens das Vergehen, und sein Blick glitt leuchtend darüber hin.

Auf Sylvio schien es nicht den mindesten Eindruck zu machen. Fröhlich in ihrem Abendmantel gehüllt, lehnte sie in der Gondel und blickte in das Wasser.

„Einmal glücklich!“ dachte Rainer verzweifelt. „Sie hat weder Sinn für Natur noch für irgend etwas!“

In einem Restaurant am Wasserplatz wurde ein kurze Wohl ein-gemessen, dann ging es nach dem Theater. Natürlich wurde italienisch geessen, aber Sylvio verstand ja Italienisch, und dann war auch sehr viel Kostbarkeiten dabei. Tropfen blieb sie während der ganzen Vorstellung lächelnd und gleichgültig.

Als Rainer sie fragte, wie es ihr gefallen habe, antwortete sie wie gewöhnlich: „Danke — gut.“

Er führte sie jetzt in eine echte Osteria und hoffte, daß es sie interessieren würde, aber es war dasselbe. „Danke — ja. Danke — nein. Danke — gut“ — war alles, was sie sprach.

„Gott!“ wüthete er innerlich, „wird das denn immer so fortgehen?“ Dann fiel ihm ein, daß es vielleicht doch immer noch mädchenhafte Scheu vor ihm war, was sie so stumm machte. Aber er war ja so rücksichtsvoll, als man nur sein konnte, er drängte ihr ja keine Liebe nicht auf — welchen Werth hätte auch ein Kuß oder Händedruck haben können, der widerwillig gegeben war?

Dazwischen dachte er an ihr zutraulich-järtliches Wesen als Braut. Da hatte sie ihn doch gerne und willig geliebt, hatte so lieb geplaudert. Wenigstens sie die Furcht vor der Ehe? Die Fremde? Er begriff sie wirklich nicht.

Dann machte er Pläne für die Zukunft. So wie er sich diese Reise durch Italien gedacht hatte, war es nun nichts. Man mußte etwas anderes beginnen. Erst hatte er die Galerien, Kirchen und sonstigen Kunstschätze für diesmal beiseite lassen und nur Volksleben und Natur des Südens mit ihr genießen wollen; der ästhetische Kunstgenuss, welcher Italien für den Fremden so anstrengend und ermüdend macht, konnte ja später nachgeholt werden. Jetzt wollte er es umgekehrt machen. Vielleicht trauete sie in Gallerien eher auf. Für morgen hatte er die Zusammenkunft mit Weiber verabredet, der konnte ihnen dabei ganz nützlich sein. Auch war es entschieden amüsanter zu dreien!

Es war Mitternacht, als sie ins Hotel zurückkehrten. Rainer fühlte sich ermüdet und gereizt. Er wartete Sylvias Worte gar nicht erst ab, wußte er doch, daß sie allein sein wollte, und reichte ihr vor der Thür ihres Zimmers die Hand. „Gute Nacht, Sylvio“, sagte er kühl, „schlaf wohl!“

„Gute Nacht!“

„Einen Augenblick lag ihre Hand in der seinen, und ein kurzer dankbarer Blick streifte ihn, dann war sie verschwunden.“

„Im war, als müßte er hellauf lachen. Das war nun eine Hochzeitsreise! Darum benedete ihn wohl mancher gar!“

Plötzlich blieb er mitten in seinem Zimmer von einem Gedanken getroffen stehen. Ob Sylvio wohl ebenso kalt und langweilig und gleichgültig wäre, wenn ein — anderer Mann sie geheiratet hätte? Walter v. Sternberg zum Beispiel, von dem Benedic ja behauptet hatte, daß er sie liebe? Rainer wußte selbst nicht, woher ihm dieser Gedanke kam. Es war ja ganz thöricht, denn er hätte tausend Eide schwören mögen, daß sie nie einen anderen Mann lieber gehabt hat, als ihn selbst. Noch sah er das wunderbare Ausleuchten in ihren Augen, wenn er nach Mahrenberg kam, noch hörte er den zitternden Ton voll Glück und verbaltener Leidenschaft in ihrer Stimme, als sie ihm nach seiner Werbung von ihrer Liebe gesprochen hatte.

„Wohin war das gekommen? Wer hatte es ihm geraubt. Es hatte ihn doch trotz allem beglückt, mehr als er damals selbst gewußt hatte. Es war wie ein leuchtender Stern gewesen in der dunklen Nacht, welche sonst seine Heirath umgab.“

Seufzend begab er sich endlich zur Ruhe.

An anderen Tage begann man in Weibers Begleitung mit der Besichtigung von Gallerien, Kirchen und alten Palästen. Anfangs war Sylvio auch da noch schüchtern und einseitig, aber allmählich begann sie doch aufzutauen, interessirte sich für die Dinge, welche man anfab, und plauderte schließlich unbesorgen mit Weiber.

Der junge Maler war ganz begeistert von ihr und konnte ihre rache Fassungsart und ihr natürliches Verständnis für Kunst nicht genug rühmen. Er war ein Wiener Kind, hatte dann viele Jahre in München verbracht und besah jenen ungezählten gemäulichen Ton im Umhang, welcher die dortige Künstlerwelt auszeichnet, dabei etwas Raro-Kindliches, das Sylvio zuweilen förmlich reizte.

Wenn er sie oft mitten im Gespräch begeistert unterbrach: „Bitte, bleiben Sie so, Gräfin — nur einen Moment, den Kopf so geneigt und die Hände im Schooß gehalten — es ist ein entzückendes Bild!“ — dann lachte Sylvio, aber sie that ihm den Gefallen und blieb in der Stellung. „Obst wenn er ihr irgend ein Bild erklärte, schloß die Lebensgeschichte seines Schöpfers einfließend, und die Art seiner Entstehung, dann borchte Sylvio gelpanni zu, und ihr Blick wurde weich und träumerisch dabei.“

Rainer aber stand daneben, unbedacht, kumm, überflüssig. Sie wandte sich Sylvio an ihn mit einer Frage, die ganz sie auf seine Bemerkungen ein, und kaum waren sie allein, so versank sie wieder in tödtliches Schweigen.

„Bitte, willst du nicht lieber derartige Behauptungen für dich behalten? Ich glaube nicht, daß ich mich irgendwie unpassend benehme oder leide.“

Er schwieg. Es war ja wahr — ihr Benehmen war tadellos. So sicher und vornehm, daß er sich manchmal im Stillen wunderte, woher sie es nur hatte, so plötzlich die große Dame zu spielen — sie, die kleine Sylvio Mahrenberg, die nie in der Welt gelebt hatte!

Aber die ärgerliche Stimmung, in der er sich nun fast beständig befand, drängte immer wieder heraus.

„Warum trägst du eigentlich auf einmal all die Kleider nicht mehr, welche du von daheim mitbrachtest? Sie waren doch sehr geschmackvoll und mit feinem Verstande gewöhnt?“

„Weil ich sie nicht selbst gewöhnt habe. Ich kleide mich nicht gerne nach dem Geschmack anderer.“

Er verstand ganz gut, wen sie meinte, und fühlte sich im Stillen für Laja getränkt. Aber er sagte nichts mehr. Schließlich war es ja gleichgültig. Von ihm aus mochte sie sich in Seide oder Sadleinwand kleiden.

11. Kapitel.

Von Venedig ging es weiter nach Udine, Verona, Mailand, Florenz, Pisa — überall blieben sie einige Zeit, besahen, was zu sehen war, und reisten dann wieder weiter.

„Aber im Grunde ist es eigentlich kein Reisen“, dachte Rainer, „sondern ein zweckloses Vorwärts, eine Flucht vor uns selbst.“

Sie machten da und dort flüchtige Bekanntschaften, denn Sylvio fiel überall auf durch ihre Schönheit und ihr vornehmes Wesen, im Grunde blieb zwischen ihnen selbst alles genau so, wie es am ersten Tage gewesen war.

Von Weiber hatte man sich bei der Abreise von Venedig getrennt. Er gab vor, irgendwo in der Nähe von Perugia Studien machen zu wollen.

In Wahrheit hatte sein leicht entflammtes Künstlerherz durch das häufige Beisammensein mit Sylvio ernstlich Feuer gefangen, und er trachtete nun, da er die nötige Aus-sichtslosigkeit seiner Gefühle erkannte, sich in Sicherheit zu bringen.

Sylvio hatte keine Ahnung von Weibers Zustand und bewachte sein Schweigen innerlich. Denn nun, da sie beide wieder allein aufeinander angewiesen waren, hielt es viel schwerer, sich auszuweichen.

Inzwischen kam der Frühling ins Land. Der ganze lachende Zauber des Südens that sich vor Rainer und Sylvio auf, aber sie hatten keine Augen, ihn zu sehen, keine Seele, ihn freudig zu empfangen.

Auch Rainer nicht, so empfänglich er sonst für alles Schöne war. Er brauchte nur Sylvio anzusehen, wie lieblich und freundlich sie gegen jedermann war, und wie kalt und stumm gegen ihn, um sofort mißgestimmt zu werden.

Jedesmal in solchen Stimmungen flüchtete er zu Laja, schrieb ihr lange Briefe oder sandte wenigstens rasch von irgend einer Station aus einen kurzen Gruß an sie. Er hatte es aufgegeben, sich einzureden, daß er nur Freundschaft für sie empfinde. Der Briefwechsel mit ihr war sein Trost. Sylvias Benehmen trieb ihn ja geradezu zu ihr zurück.

Auch Laja schrieb viel. Ganze Bücher manchmal. Ihr Mann war zurückgekehrt, und sie verstanden einander weniger denn je; da war es schließlich natürlich, daß auch sie immer öfter an den fernem Freund schrieb, der sie so gut verstand.

Sylvio hatte nie einen Brief von der Fürstin gesehen, auch richtete Rainer ihr längst keine Grüße mehr von ihr aus, aber sie merkte wohl, daß er in jeder Stadt immer zuerst auf das Postamt ging, daß er sich stundenlang einschloß, um zu schreiben, und daß sein Blick nachher stets etwas Verändertes hatte.

Sie litt namenlos darunter, war aber viel zu stolz, um es je merken zu lassen. Mit wachsender Bitterkeit sagte sie sich, daß sie völlig machtlos war den beiden gegenüber.

So erreichte man Terontola, wo Rainer einige Tage bleiben wollte, um sich von dem ewigen Herumlaufen in Gallerien und Kirchen ein wenig zu erholen, ehe der Kummel in Rom von neuem losging. Florenz hatte sie beide arg mitgenommen.

Seine Nerven waren bis zu krankhafter Reizbarkeit gespannt, und Sylvio erging es nicht viel besser, obwohl sie sich härter in der Gewalt hatte.

Wie gewöhnlich war auch hier Rainers erster Gang nach dem Postamt. Sylvio sah inzwischen in ihrem nichts weniger als behaglichen Hotelzimmer und schrieb an Laja Sylvio. Sie berichtete jede ausführlich über alles, was sie in Florenz gesehen hatte, und erwiderte sich eingehend nach allen Kleinigkeiten in der Heimath. Ob der Apfelbaum vor Lajas Tolle Fenster schon blühte, ob der Friedhof wieder eine neue Patienz erlunden habe, und wie das Rälchen der Schwester — Walters Stolz — gedehnt über sich und Rainer schrieb sie kein Wort.

Sie war eben fertig mit ihrem Brief, als Rainer nebenan in sein Zimmer treten hörte. Er ging mit langen Schritten hin und her und leuchtete langsam tief auf.

Sylvio hand auf und begann

Toilette zu machen, denn es war bald Zeit zum Speisen. Nachher sollte eine Spazierfahrt gemacht werden, zu welcher der Wagen schon bestellt war. Der Wirth hatte ihnen erzählt, daß in der Umgebung alte Baumreste aus der Römerzeit ständen, und Rainer hatte erklärt, daß man das ansehen müsse. So war wenigstens wieder ein Nachmittag mit Anstand todgeschlagen.

Sie kleidete sich in ein graublaues Kostüm mit duftiger Bluse, steckte Walters Brosche an und trat dann hinaus, auf den Korridor, um ihren Mann zu erwarten, denn es war wie ein stillschweigendes Uebereinkommen beider, daß sie einer des anderen Zimmers nicht beträten.

Rainer kam auch gleich, als er Sylvio draußen hörte. Er sah blaß und verstimmt aus.

Bei Tisch sagte er plötzlich unvermittelt: „Du wirst so gültig sein, mich nach Tisch bei der Fahrt zu entschuldigen. Ich bin nicht in der Stimmung, auszufahren und — habe auch zu thun.“

Sylvio wollte schon fragen, was das wäre, aber sie unterdrückte die Frage und sagte ruhig: „Dann fahre ich selbstverständlich auch nicht.“

„Weshalb solltest du meinetwegen zu Hause bleiben? Es hätte ganz und gar keinen Zweck, da meine Gegenwart doch zweifellos kein Veranlassen für dich bedeutet. Ich bin sogar überzeugt, daß du dich allein besser unterhalten wirst.“

Sie erwiderte nichts, sondern blickte nur stumm auf ihren Zeller.

Da sieh er fast heftig hinzu: „Ueberraus braucht man sich ja nicht wie Ketten aneinander zu hängen. Das Recht, einmal für sich allein zu bleiben, kann man auch in der Ehe beanspruchen.“

Die Thränen stiegen Sylvio auf bei diesem Ausfall. Mit Gewalt drängte sie aber dieselben zurück und antwortete kalt: „Es fällt mir gewiß nicht ein, dir lästig zu fallen.“

„Also!“ sagte er etwas befänstigt. „Der Wagen ist ja nicht mehr abzugeben, und die Fahrt wird dir gewiß gefallen. Ich werde insofern sehen, was sich für den Abend unternehmen läßt.“

So fuhr Sylvio also allein. Die Fahrt war sehr schön längs des Trasimener Sees, aber sie sah gar nichts davon, denn immer wieder stiegen ihr die Thränen in die Augen, wenn sie an die ganze Trostlosigkeit ihres Lebens neben Rainer dachte.

Endlich hielt sie es nicht länger aus, ließ den Wagen halten und stieg aus. Ein schmaler Pfad bog von der Straße ab zwischen Zypressengehölz auf der einen und Obstbäumen auf der anderen Seite. Mechanisch schlug sie ihn ein, weil er so ganz einfach und verlassen schien. Jetzt kamen Felsen und dann eine Art Wald, buschig und dicht, aus allerlei Bäumen und Sträuchern bestehend.

Kein Mensch war zu sehen. Da setzte sie sich auf einen Felsblock und begann leise vor sich hin zu weinen wie ein kleines Kind, das Weg und Steg verloren hat und sich heimlangt. „Ist denn noch irgend ein Mensch auf Erden so gottesarm und verlassen wie ich?“ dachte sie verzweifelt. „Was soll ich denn nur thun? Was soll ich nur thun?“

Soll ich im See dort drüben der Qual dieses schrecklichen Lebens ein Ende machen? Oder soll ich Rainer auf den Knien anflehen, mich freizugeben?“

Immer wilder wurde Sylvias Schreien. Da erlangen in den Büschen hinter ihr Schritte. Jemand näherte sich, erschrocken sprang sie auf, wandte sich um und starrte entsetzt zwischen das Vorber- und Mordtennengeheiß. Ihr erster Gedanke waren Männer.

Da tauchte aus dem grünen Ge-wirr ein neugierig spähenes Gesicht auf, und im nächsten Augenblick rief der Maler Weiber überrascht: „Sie hier, Gräfin Niedberg?“

Run arbeitete der Maler sich hastig durch die Gänge heraus auf den Weg.

„Welche Ueberraschung!“ fließ es

ganz aufgeregt über dieses unerwartete Wiedersehen heraus. „Sie, Gräfin, hier, am Trasimener See!“

„Und Sie! Wie kommen Sie hierher?“

„Ich wollte doch nach Perugia. Nun hab' ich vor ein paar Tagen da drinnen eine materielle alte Kapelle entdeckt, fast ganz verwachsen, fabelhaft stimmungsvoll. Die male ich jetzt. Dabei höre ich jemand —“

Er brach verwirrt ab.

Sylvio wurde blutroth unter dem mitleidigen und jätlichen Blick, der über ihr verwirrtes Gesicht glitt. Hastig strich sie sich das etwas in Unordnung gerathene Haar aus den Schläfen und richtete sich straff auf.

„Ein — ein sonderbarer Zufall!“ sagte sie unsicher und wandte sich halb ab, um zurückzugehen.

„Ja — ein sehr sonderbarer Zufall!“ murmelte Weiber, ohne den Blick von ihr zu wenden. „Oder ist es eine Fügung? Wo ist Ihr Herr Gemahl?“

„Im Hotel — in Terontola!“ Sylvio verwirrte sich immer mehr unter Weibers Blick und in dem Bewußtsein, daß er Zeuge ihres fassungslosen Weinens gewesen war.

„Er hatte nicht Zeit, mich zu begleiten. So fuhr ich allein. Heute Morgen kamen wir an von Florenz — und — bitte, lassen Sie sich nicht hören im Malen. Sie haben doch Ihre Sachen noch dort bei der Kapelle?“

„O, die sind ganz sicher! Also Ihr Herr Gemahl hatte nicht Zeit, Sie zu begleiten? Und Sie sind auf der Hochzeitsreise?“

Er hatte plötzlich einen Entschluß gefaßt. Er war vor ihr gesunken, aber das Schicksal selbst führte sie ihm selbst wieder zu. Das Schicksal selbst zeigte ihm, wie es um ihr Glück stand, denn so herbredend weint keine Frau, die liebt und sich geliebt weiß. „Sei kein Narr, Hans!“ fuhr es ihm durch den Kopf. „Nähe die Gelegenheit. Greif zu, jetzt oder nie muh sich zeigen, ob du eine Hoffnung hast!“

So griff er nach Sylvias Hand und zwang sie, stehen zu bleiben.

„Gräfin“, sagte er mit vor Erregung gedämpfter Stimme. „Es ist kein Zufall, denn uns hier so unnerhofft zusammenführt — es ist der Wille des Schicksals. Ich habe mich in Venedig von Ihnen losgerissen mit blutendem Herzen, weil ich Sie liebe und weil ich Ihren Frieden nicht hören wollte. Aber nun, da ich sehe, wie es um diesen Frieden in Wahrheit bestellt ist, löst nichts.“

Sylvio, welche ihm erst fassungslos zugehört hatte, riß ihre Hand jääh aus der seinen und tief empört: „Herr Weiber, kein Wort mehr! Wer giebt Ihnen ein Recht, so zu mir zu sprechen!“

„Ihr Unglück! Schon in Venedig ahnte ich es, und nun weiß ich es: dieser Mann, dem Sie angehören, liebt Sie weder, noch verdient er Sie. Er macht Sie nur elend, und das kann ich nicht ertragen.“

Jeder Blutstropfen war aus Sylvias Gesicht gewichen. Jetzt wandte sie sich hochmüthig ab. „Genug. Entfernen Sie sich und wagen Sie nach der Schmach, welche Ihre Worte mir anhaben, sich nie mehr in meine Nähe.“

Mit raschen Schritten entfernte sich Sylvio, um die Landstraße und damit ihren Wagen zu erreichen.

Weiber stand einen Augenblick wie betäubt. Dann stürzte er ihr nach. „Sylvio — nicht so — nur ein Wort — haben Sie Erbarmen —“

Sie wandte den Kopf nur halb, und ein Blick traf ihn, so eiskalt, so voll Verachtung, Jörn und Empörung, daß er wie angewurzelt stehen blieb und nicht wagte, ihr weiter zu folgen.

Athenlos erreichte Sylvio den Wagen und warf sich hinein. „Zurück!“ sagte sie finstern und lehnte sich mit einem zitternden Seufzer in die Kissen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausgabenliste der Stadt New York soll d. Z. um \$13,000,000 erhöht werden. Das ist eine löse Zahl — für die Steuerzahler.

Gefahr im Verzug.



„Nachher: Was ist denn los? Sie sind ja ganz aus dem Sinnen!“

„Den Klavierstapel hat ich, gleich kommt mein Klavier!“

„Nachher: Das Klavier steht ja offen!“

„Na eben; ich will's abschließen!“